

30, 2 (2019) – „Innenräume – Außenräume“

Hg. von Maria Fritsche, Claudia Opitz-Belakhal und Inken Schmidt-Voges
Edited by Maria Fritsche, Claudia Opitz-Belakhal and Inken Schmidt-Voges

180 Seiten/pages, ISBN: 978-3-8471-0989-1, ISSN: 1016-362X

Editorial

Ausgehend von der Idee, dass Geschichte sich immer in Zeit und Raum vollzieht, war die Kategorie Raum seit jeher eine Grundkategorie der historischen Forschung. Besondere Aufmerksamkeit findet sie aber seit der Jahrtausendwende. Mit dem sogenannten *spatial turn* richtete sich der Blick der Geschichtswissenschaft nicht nur verstärkt auf (vor allem außereuropäische) geografische Räume. Er reflektierte, viel weitgehender, die Erkenntnis, dass soziale Interaktionen immer auch in Räumen stattfinden und diese ihrerseits mitgestalten, ganz gleich, ob diese nun materiell fassbar oder eher virtuell beziehungsweise durch soziale Beziehungen geprägt sind (wie etwa im Konzept des „Kulturraums“). Wie Susanne Rau in ihrer Einführung zur historischen Raumforschung argumentiert, besteht die Chance einer historisch-analytischen Perspektivierung auf Raum/Räume unter anderem darin, „die Prozesse der Produktion und Konstruktion von Räumen zu beleuchten, auf kulturelle Praktiken einzugehen, Differenzen und Koexistenzbeziehungen von Raumvorstellungen herauszuarbeiten, Verortungen und Verräumlichungen sozialer Beziehungen zu beobachten, räumliche Selbstbilder und Ordnungsarrangements von Gruppen und Gesellschaften zu analysieren und ihre Auswirkungen zu verfolgen sowie auf die raumzeitlichen Veränderungen sozialer Prozesse hinzuweisen“.¹

Bereits lange vor dem *spatial turn* hatte die Kategorie Raum in der feministischen Geschichtsbetrachtung eine zentrale Bedeutung. Ausgehend von der Beobachtung, dass die Lebens- und damit Erfahrungsräume von Männern und Frauen in der Vergangenheit mehr oder weniger klar getrennt waren (ausgedrückt im Konzept der „separate spheres“), wurde von der feministischen Forschung kritisiert, dass die Geschichtsschreibung und -forschung mit ihrer Konzentration auf politische ‚Haupt- und Staatsaktionen‘ die ‚typisch weiblichen‘

¹ Susanne Rau, Räume. Konzepte, Wahrnehmungen, Nutzungen, Frankfurt a. M./New York 2013, 11.

Handlungsräume von Haushalt, Familie und Privatsphäre systematisch ausgeblendet hatte. Die Diskussion über die in der historischen Realität häufig höchst unscharfe Trennung zwischen ‚Öffentlichkeit‘ und ‚Privatsphäre‘ bildete einen wesentlichen Ausgangspunkt für Forschungskritik und neue Ansätze in der Frauen- und Geschlechtergeschichte.² Das Thema „Frauenräume“ wurde daher auch schon früh zum konzeptionellen Rahmen, um über Geschlechterordnungen und -grenzen in der Vergangenheit epochenübergreifend nachzudenken.³ Schon hier wurde deutlich, dass Räume eine (mindestens) zweifache Bedeutungsdimension haben: Einmal definieren sie konkrete materielle, abgeschlossene Räume, die durch Fenster oder Türen durchlässig gemacht werden können. Zum zweiten aber interessieren vor allem die sozialen Normen und Bewertungen, die mit räumlichen Grenzziehungen materieller oder immaterieller Natur einhergehen (können). Dabei hat die geschlechtergeschichtliche Forschung überzeugend dargelegt, dass etwa die Abtrennung der familiären/privaten Räume von politischen Räumen in die Irre führt, weil Beziehungsgeflechte diese Abgrenzungen überwinden oder durchbrechen. In diesem Zusammenhang ist besonders auf die kultur- und epochenübergreifende Bedeutung von Verwandtschaftsbeziehungen und damit insbesondere auch auf die Möglichkeiten der politischen Einflussnahme durch weibliche Familienmitglieder der Eliten zu verweisen.⁴

Schließlich beeinflusst in der Regel auch die Position im (materiellen oder sozialen) Raum die Handlungsmöglichkeiten (Agency) von Personen, gleich welchen Geschlechts. Wie grundlegend die räumliche Positionierung von Akteur*innen für die geschlechtergeschichtliche Analyse ist, hat Andrea Griesebner verdeutlicht, deren Konzept von Geschlecht als „mehrfach relationaler Kategorie“⁵ sich direkt auf die Raumsoziologie

² Vgl. Karin Hausen, Öffentlichkeit und Privatheit. Gesellschaftspolitische Konstruktionen und die Geschichte der Geschlechterbeziehungen, in: dies. u. Heide Wunder (Hg.), Frauengeschichte – Geschlechtergeschichte, Frankfurt a. M./New York 1992, 81–88; Claudia Opitz-Belakhal, Geschlechtergeschichte, 2., aktualisierte Aufl., Frankfurt a. M. 2018, 97–115.

³ Vgl. Karin Hausen, Frauenräume, in: Hausen/Wunder, Frauengeschichte – Geschlechtergeschichte, wie Anm. 2, 21–25.

⁴ Vgl. dazu etwa die Ausführungen von Michelle Perrot, Einleitung, in: Philippe Ariès u. Georges Duby (Hg.), Geschichte des Privaten Lebens, Bd. 4: Von der Revolution zum Großen Krieg, hg. von Michelle Perrot, Frankfurt a. M./New York 1992, 7–11.

⁵ Vgl. Andrea Griesebner, Geschlecht als mehrfach relationale Kategorie. Methodologische Anmerkungen aus der Perspektive der Frühen Neuzeit, in: Veronika Aegerter u. a. (Hg.), Geschlecht hat Methode. Ansätze und Perspektiven in der Frauen- und Geschlechtergeschichte. Beiträge der 9. Schweizerischen Historikerinnentagung 1998, Zürich 1999, 129–137.

Pierre Bourdieu bezieht, der seinerseits die (komplexe) Positionierung von Akteur*innen im „sozialen Raum“ zum Ausgangspunkt seiner Studie über die „feinen Unterschiede“ machte. Das Aufbrechen dieser vermeintlich ahistorischen Raumkonzeptionen ermöglicht daher nicht nur, den Konstruktionscharakter der geschlechterbezogenen Verortung herauszuarbeiten, sondern auch zu zeigen, dass diese Geschlechterhierarchien keinesfalls immer und überall in derselben Weise vorhanden waren und verhandelt wurden. Es sind also die kulturell und gesellschaftlich-politisch vermittelten Codierungen von Räumen, mit denen „Innen“ und „Außen“, Zugehörigkeiten und damit Handlungsmöglichkeiten definiert und zugewiesen werden. Die Fluidität, Volatilität und Partialität dieser Prozesse werden daher gerade in den Praktiken und Prozessen der Übergänge, im Umgang mit liminalen Zonen und in der Inkongruenz materieller und sozialer Räume sichtbar.

Das Themenheft knüpft an diese Debatten an und präsentiert aktuelle Forschungen zu Geschlechterbeziehungen und -formationen in Innen- und Außenräumen. Im Mittelpunkt steht dabei die Machtfrage: Wie wird Macht innerhalb und zwischen den Geschlechtern verteilt beziehungsweise (re)produziert, und welche Rolle spielt dabei der Zugang zu oder die Kontrolle über Räume?

Inken Schmidt-Voges nimmt in ihrem Beitrag die Forschungsdebatte über die vermeintlich ‚getrennten Sphären‘ von Männern und Frauen in der Renaissance auf der Grundlage von Leon Battista Albertis Buch „Della famiglia“ (1433/34) kritisch in den Blick. Alberti, der sich vor allem als Kunst- und Architekturtheoretiker und -historiker einen Namen gemacht hat, präsentiert, oberflächlich betrachtet, in seiner an antiken Vorbildern geschulten Beschreibung familiärer Praktiken und Räume genau jene geschlechtsspezifische Trennung der Sphären, wie sie die frühe feministische Geschichtsforschung kritisiert und problematisiert hatte. Eine genauere (Re-)Lektüre dieser umfangreichen Darstellung, die Inken Schmid-Voges vorgenommen hat, offenbart indes Zwischentöne und -räume, die einer solch klaren Trennung der Geschlechter im Alltag wie im Selbstverständnis der Oberschicht italienischer Stadtstaaten der Renaissance deutlich widersprechen.

Auch Julia Gebke setzt sich in ihrem Beitrag über die „Spuren der *weiberhandlung*“ kritisch mit ambivalenten Ein- und Ausgrenzungen weiblicher Akteure in der frühneuzeitlichen höfischen Politik und Kultur auseinander. Ausgehend von weiter ausgreifenden methodologischen Überlegungen zum Verhältnis von Raum, Geschlecht und Agency zeichnet sie auf der Grundlage diplomatischer Korrespondenzen des 16. Jahrhunderts die Handlungsmöglichkeiten der Kaiserin Maria von Spanien (1528–1603) nach. Trotz ihrer privilegierten Position in der Nähe des Kaisers wurde sie mit geschlechtstypischen Einschränkungen ihrer Handlungsmacht konfrontiert und musste auf diese adelig-höfischen ‚Handlungserwartungen‘ entsprechend reagieren.

Einen radikalen Wechsel von Schauplätzen und Perspektiven präsentiert der Beitrag von Björn Klein, der die Leser*innen in die New Yorker Unterwelt um 1900 und ihre vor allem sexuell ‚bunten‘ und von der gesellschaftlichen Norm abweichenden Bewohner*innen entführt. Im Zentrum des Beitrags steht der „Female Impersonator“ und Amateur-Sexualwissenschaftler Ralph Werther, der sowohl engagierter Beobachter als auch Teil dieser Unterwelt-Gesellschaft war und seine Erfahrungen und Beobachtungen in medizinischen Fachzeitschriften veröffentlichte. Als Grenzgänger zwischen wissenschaftlicher Beobachtung und Selbstentblößung ermöglichte er den Vertretern der damals noch jungen amerikanischen Sexualwissenschaft einen Einblick in eine Welt, die um 1900 als ebenso bedrohlich wie reizvoll und jedenfalls typisch für die Großstadt New York erschien. In seinem Versuch, den Voyeur (der er auch selbst war) und seine aus Sicht der Sexualwissenschaft von der Norm abweichenden sexuellen Wünsche und Identitäten zu rehabilitieren, scheute Werther indes auch nicht vor anti-feministischen oder rassistischen Stereotypisierungen zurück. Kleins Untersuchung kann so deutlich machen, dass sowohl die New Yorker Unterwelt als auch die Sexualwissenschaft als Reflexionsraum zur Begründung von Körper- und Geschlechterpolitiken der Moderne fungierten.

Der vierte Hauptbeitrag verschiebt den geografischen Fokus vom urbanen New York zum ländlichen Anatolien. Çiçek İleğiz thematisiert die kolonialistische – vor allem auch gewaltsame – Inbesitznahme und Integration kurdischer Lebensräume (hier insbesondere der Provinz Dersim, heute Tunceli) durch die junge kemalistisch-türkische Republik. Sie

analysiert die auf doppelte Weise gewaltsame Aneignung dieses Raumes: einerseits die brutale Besetzung durch türkische Truppen in den 1930er-Jahren, andererseits die durch Umbenennung und Militarisierung des Ortes verbundene Auslöschung jeder Erinnerung an die Vertreibung und Ermordung der ansässigen Bevölkerung. Die Menschen leben seitdem unter dem kontrollierenden Blick des Militärs und des Denkmals von Kemal Atatürk. Erst 2011 wurde mit der Errichtung einer Statue für Seyyid Rıza, der den Kurd*innenaufstand in Dersim 1937 angeführt hatte, die Macht Atatürks gebrochen. Die neue Statue verweist auf konkurrierende geschlechtliche Markierungen des öffentlichen Raums und der in ihr eingeschriebenen (oder auch getilgten) Erinnerung an die Gewalttaten, die nicht zuletzt auch die weibliche Bevölkerung zu erleiden hatte. Im Gegensatz zu anderen Denkmälern konnte das aus Kunststoff gefertigte Bildnis des sitzenden Stammesführers dem politischen Säuberungsprozess standhalten, weil es nicht als Konkurrenz zur dominanten Männlichkeit verstanden wurde.

Eine durchaus verwandte Perspektive auf vor allem männliche Markierungen des öffentlichen Raums präsentiert Maria Fritsche in ihrem Beitrag in „Aus den Archiven“, der Konflikte zwischen Besatzern und Besetzten in Norwegen während des Zweiten Weltkrieges in den Blick nimmt. Die in den Wehrmachtgerichtsakten dokumentierten Zusammenstöße auf öffentlichen Plätzen und Straßen spiegeln nicht nur nationale Konfliktlinien, sondern sind vor allem Ausdruck konkurrierender männlicher Machtansprüche. Dass die Präsenz von Frauen im öffentlichen Raum von den Gerichtsinstanzen weitgehend ausgeblendet oder unsichtbar gemacht wird, illustriert die Strategie geschlechtlicher Einschreibung.

Im Gespräch, das Inken Schmidt-Voges mit der Kunsthistorikerin Sigrid Ruby führte, stehen ebenfalls Sichtführungen und Sichtblenden zur Debatte, wie sie etwa im Blick auf den weiblichen (nackten) Körper in der Kunst seit der Renaissance zu beobachten sind. Solche geschlechtlich markierten und organisierten Perspektivierungen hat die feministische Kunstgeschichte schon seit den 1970er-Jahren problematisiert. Mit der provokanten Frage „Do women have to be naked to get into the Met. Museum?“ eröffneten zum Beispiel die Guerilla Girls die Debatte darüber, wieso Künstlerinnen es bis heute viel schwerer haben als männliche Künstler, öffentlich Anerkennung zu erhalten und ihre Werke zu präsentieren.

Damit sind nicht nur Inhalt und Formen, Produktionsweisen und geschlechtliche Markierung von Künstler*innen, sondern ist vor allem auch die Frage des Sammelns und Präsentierens von Kunst in Museen und anderen Kultureinrichtungen angesprochen, die als (immer noch vitale) Problematik in der Diskussion um Geschlecht, Kunst und (Un-)Sichtbarkeit im öffentlichen Raum mitberücksichtigt werden muss.

Die auf „Innenräume – Außenräume“ ausgerichteten Beiträge dieses „L'Homme“-Heftes werden ergänzt durch eine Reihe von Texten zu aktuellen Themen. In Birgit Sauers Reflexionen über die #MeToo-Bewegung stehen die Ambivalenzen und Widersprüche bei der affektiven Mobilisierung gegen sexuelle Gewalt im Fokus. Kritiker*innen, welche in der Debatte möglicherweise vorschnelle Vorverurteilungen und Verstöße gegen die Unschuldsvermutung beklagen, entgegnet sie, dass der #MeToo-Affektivismus als politisches Handeln verstanden werden muss, das darauf zielt, die Affektstruktur sexueller Gewalt zu transformieren und gewaltförmige Geschlechterhierarchien und Heteronormativität zu kritisieren und aufzubrechen. Allerdings müssen dazu Ambivalenzen und Widersprüche thematisiert werden, also sowohl die Handlungsfähigkeit von Frauen und damit auch ihre affektiven Verstrickungen in Gewaltkulturen sichtbar gemacht wie auch die Intersektionalität von Gewalt und Affektivität thematisiert werden, um die rassialisierenden Einschreibungen in Gewaltdiskurse bewusst zu machen und zu beseitigen.

Dass es gerade in den USA unter der höchst umstrittenen Präsidentschaft Donald Trumps derzeit eine solche Bewegung braucht, um die politische Handlungsfähigkeit von Frauen, LGBTQ-Angehörigen oder Migrant*innen zu verteidigen, zeigt Anthony Castet in seinem kritischen Blick auf die öffentliche Debatte über Trumps Präsidentschaft: Sollte nach Vorstellung der Trump-Wahlkampfstrateg*innen „America's Greatness“ durch die Stärkung weißer, christlicher Identität wiederhergestellt werden, eine Strategie, die vor allem auf weiße, evangelikale Wähler*innenschichten zielte, so hat die durch Trumps Wahlsieg demonstrierte Verteidigung weißer, christlich-patriarchaler Macht die amerikanische Gesellschaft noch tiefer gespalten. Dies äußert sich nicht nur in einer Zunahme rassistisch und sexistisch begründeter Gewalt, sondern auch in der Bedrohung von erkämpften Frauen- und LGBTQ-Rechten. Dieser Entwicklung stellt Castet die Ergebnisse der letzten Midterm Elections

gegenüber, die er als eine positive Zäsur in der Geschichte der USA beurteilt, denn erstmals wurden auch muslimische und lesbische afroamerikanische Abgeordnete in den US-Kongress gewählt. Castet meint, dass das Trump'sche Projekt weißer Identitätspolitik auf tönernen Füßen steht und keine nachhaltige Wirkung entfalten kann, weil es auf der Illusion basiert, dass Weiße nach wie vor die dominante Gruppe in den USA sind.

Auch am derzeit höchst nationalistischen und autoritären Kurs der ungarischen Regierung wird ersichtlich, dass rassistische und nationalistische Identitätspolitiken immer auch Auswirkungen auf feministische und Geschlechterfragen haben. Wie Erzsébet Barát in ihrem Beitrag über die Abschaffung der Studienprogramme Gender Studies im Oktober 2018 in Ungarn im Zuge der Vertreibung der Central European University aus Budapest deutlich macht, gibt es im nationalistischen ungarischen Diskurs, der zur Regierungsdoktrin wurde, keinen Raum für offene Geschlechterdebatten und kritische feministische (Selbst-)Reflexion. In diesem Sinn ist Ungarn auch kein Einzelfall, sondern fügt sich nahtlos ein in jenen „Anti-Genderismus“, den wir auch aus den Diskursen rechter Bewegungen und Parteien in West- und Mitteleuropa kennen, die in den letzten „L'Homme“-Heften in verschiedenen Beiträgen dokumentiert und kommentiert wurden.⁶

Wie immer schließt auch dieses Heft mit einer Reihe von Rezensionen, in denen es – neben Raum und Geschlecht – unter anderem um die Geschichte von Sexualität(en) und Körpern, von Säkularismus und Orientalismus, von Feminismus und Frauenrechten geht – bis hin zum Faschismus als Bewegung und (bewaffneter) Kampf, an denen auch Frauen konstitutiv (wie etwa in der kroatischen Ustaša-Bewegung) beteiligt waren.

Maria Fritsche, Claudia Opitz-Belakhal und Inken Schmidt-Voges

⁶ Vgl. u. a. Ulrike Krampfl u. Xenia von Tippelskirch, Anti-Gender-Bewegungen in Europa. Erste kritische Bestandsaufnahmen, in: L'Homme. Z. F. G., 28, 2 (2017), 101–107.